

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Wie und warum der Tonie wieder heimwärts zog

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Anker gelegen hat, frühzeitig in See mit Omar Mustafa an Bord.

Gegen Abend kommt das Boot zurück ohne ihn.

Zu einem unbewachten Augenblick sei er ins Meer gesprungen und versunken, so heißt es; es ist aber auch ein Gerücht im Umlauf, daß der Todesprung kein freiwilliger gewesen.

Wie und warum der Toni wieder heimwärts zog.

Der Wagnerfried und Beve, sein ehrfames Eheweib, hatten nur ein Kind, und dieses war ein Bube und hieß Toni. Dieser Toneli nun war von Mutter Natur sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht sehr vernachlässigt worden. Er hatte unverhältnismäßig lange Flachfüße und Beine, die konsequent ein D bildeten, weil sie in der Mitte sehr nach außen sich bogen, unten aber in sehr intime Berührung kamen, zum Schaden aller Hosen, die immer ein abgewektes Ansehen hatten. Wie die Beine waren auch die Arme zu lang für den gedrungenen Oberkörper, und das kleine Stumpfnäschen saß wie eine eingedrückte Nuß im breiten Gesicht mit den etwas blöde blickenden Augen. Die Haare allein entsprachen der Fassung des Gesichtes. Sie waren dicht, wollig und fielen von den Ohren bis in die Mitte der Backen hinunter und bildeten so ein Kotelettchen, wie es Kellner, Friseur und auch Engländer zu tragen lieben. So war der Toni körperlich, und geistig war er durchaus kein Hegenmeister. Der Herr Lehrer hatte sein Kreuz mit ihm, und so viele Mühe er auch auf Tonis Auszubildung verwendete, einen regelrechten Kulturmenschen konnte er nicht aus ihm machen; denn Toni begriff unendlich schwer, und hatte er heute mit Ach und Krach etwas kapiert, morgen wußte er's nicht mehr, und wenn die Leute im Ort die Beschränktheit eines Menschen recht anschaulich machen wollten, dann sagten sie: „Er ist grad wie der Wagnertoni!“

Günstiger beurteilte ihn seine Mutter, und welche Mutter hätte es nicht getan? Zwar konnte sie bei aller Liebe, die man zu einem einzigen Kinde hat, und bei allem guten Willen nicht behaupten, daß der Toni ein Adonis sei; die Beine bogen sich so stark und die andern Fehler waren so in die Augen springend, daß sie nicht wegdisputiert werden konnten. Aber die Mutter meinte, die krummen Beine seien der größte Fehler noch lange nicht, und wenn der Toni auch kein Doktor werde, ein Schuster oder Schneider, die ebenso notwendig seien, gebe er doch, und ein Herz habe ihr Toneli, das wert wäre, in Diamanten gefaßt zu werden, so treu und brav sei es.

Als der Toneli zur großen Freude seines Lehrers aus der Schule entlassen wurde, kam er zu Meister Kreydorn, der seines Zeichens ein Schuster war, in die Lehre. Der Meister nahm den ungelerten Lehrjungen gehörig in die Kur, brauchte aber trotzdem viel Mühe, bis er ihm das Flecken und Sohlen beigebracht hatte, und ohne den Knieriemen, der als treuer Verbündeter des Meisters noch ein bißchen besser auf Tonelis Weichteilen einzog als des Herrn Lehrers Hafelstock, wäre dieser nimmermehr ein richtiger Schustergehilfe geworden. Nun aber war er doch so weit, daß er täglich drei Paar Schuhe sohlen konnte, wie sie die Bauern brauchen, massiv und derb.

Nach Ueberstehung der dreijährigen Lehrzeit, die dem Toni einen kleinen Begriff von der Dauer der Ewigkeit beigebracht hatte, sollte er hinaus in die Welt. So meinte der Meister, der sich nicht mehr länger mit ihm plagen wollte; so meinten auch die Eltern, die sich für den Toneli alle möglichen Vorteile von der Fremde versprochen.

Es war an einem Montag. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, der Himmel war blau, die Sonne schien golden, süßer Duft stieg aus Wald und Wiesen, die Vögel sangen und bauten ihre Nester. Also ist's mit der Faust zu greifen, daß es Frühjahr war, als unser Toni gestiefelt und gebügelt, bepakt und gegürtet, als ob er eine Reise um die Welt zu machen vorhätte, Abschied nehmend vor seinen Eltern stand. Die bisherige Sonntagsmontur, nach Schnitt und Stoff derb, hüllte die komische Figur ein, die Füße stakten in ein Paar frisch gefohlten und dichtbenagelten Stiefeln, waren also auf eine lange Reisedauer berechnet. In der Hand balancierte, freilich etwas ungeschickt, ein gewichtiger Knotenstock, und an einem Riemen, der von der Achsel nach der Hüftengegend sich legte, hing ein zwilchener Proviantbeutel, den die vorjorgliche Mutter mit Speck und Brot bis zum Plagen gefüllt hatte. Ueber dem Brusttuchle lag eine schwere Kette von Similor, wie die Leute eine Komposition von Kupfer, Zinn und Neusilber zu nennen pflegen, und der hohe Bug, der bei der Westentasche sichtbar war, bewies, daß Toneli keinen Knopf, sondern eine Uhr und zwar eine gewichtige Spindel, auch Zwiebel geheißt, dranhängen hatte. Der kurze Hals aber war, damit der Toneli in den schönen Maientagen ja nicht erfrieren sollte, mit einem buntfarbigen, wollenen Cachenez umwunden, während das teure Haupt von einem breitkrämpigen, ehemals schwarz gewesenem, nun jedoch ins Gelbe schießenden Hute beschirmt und beschattet war. Auf dem Rücken aber saß der Tornister, in dessen tiefem Bauche eine neue, halbleinene Montur, etliche Hemden und Socken, Spiegel und Kamm, Zwirn

und Nadel ihren Platz gefunden hatten, während die Hämmer und Raspeln, die Wahrzeichen des Handwerks, außen, aller Welt sichtbar, aufgeschwallt waren.

„Also b'hüt Gott, Toni,“ sagte der Vater, diesem die Hand reichend, „b'hüt Gott und sei brav, und bleib nur immer hübsch auf der Landstraße, dann kannst du dich nie verirren und dann kann es dir nie schlecht gehen, weil du immer Menschen, Städte und Dörfer triffst.“



Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen.

Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen, die sich von denen des ersten nur insofern unterschieden, als sie im Geleite heißrinrender Tränen zum Ausdruck kamen.

Nicht so bang war

es dem Toni. Er fühlte sich flügge und schäzte sich glücklich, daß er der strengen Zucht des Meisters ausweichen konnte und nicht länger in der Nähe des unheimlichen Knieriemens bleiben mußte.

Stolz zog er in die Welt hinaus und verwunderte sich baß, daß ihn nicht, wie zu Hause, alle Leute kannten und bei Namen nannten, daß er überall fremd war. Seine Freude war daher nicht klein, als er einem Stromer begegnete, der sich indessen auch Handwerksbursche nannte, dem Toni kameradschaftlich Gruß und Hand bot und nach den nötigen Einleitungen allerlei Witze zum besten gab, so daß die Augen Tonis noch verwunderter als gewöhnlich in die Welt hineinglitzten.

„Ja,“ sagte der Stromer, „das Reisen ist wirklich hübsch, wenn man's versteht. Vor allem muß ein richtiger Kunde auf verschiedene Schliche und Kniffe eingeübt sein und jänisch dübbbern können.“

„Jänisch dübbbern?“ fragte der Toni, „was isch des für e Dorf?“

„Das ist kein Dorf, sondern die Kundensprache,“ belehrte der andere, „die Kunden, das sind die reisenden Handwerksburschen, bedienen sich in ihrer Unterhaltung anderer Wörter, damit sie nicht so leicht verstanden werden, und diese ihre Sondersprache heißen sie das Jänische.“

Sie essen Hauf und kein Brot, ziehen eine Staupe, niemals aber ein Hemd an. Die Hosen heißen sie Buzen, die Schuhe Trittlinge und und den Hut Obermann. Sie kaufen nicht, sondern kündigen, und beim Fechten fürchten sie keinen Gendarmen und keinen Polizisten, haben aber Mores vor dem Buß, vor dem Schucker und dem Deckel, und werden sie von diesen ertappt, dann kommen sie zwar nicht ins Gefängnis, aber um so fester ins Kittchen. Und heute kommen wir in kein Dorf mehr, aber in ein Kaff, wo wir nicht im Wirtshaus, aber in der Penne übernachteten. Hast du's verstanden?“ fragte er den Toni, weil er blöder als je dreinschaute.

„Se jo,“ entgegnete Toni, „i ha's verstande, aber die fremde Wörter cha-n i halt nit b'halte im Chopf.“

„Na, du wirst's noch lernen,“ entgegnete der Kunde. „Nun aber wollen wir besser ausholen, damit wir ins nächste Kaff kommen. Schätze, du wirst einen Schoppen und etwas G'bares bezahlen, weil wir jetzt so gute Freunde sind.“

„E Schoppe,“ sagte der Toni, „will i scho zahle, aber du muessch mer e Schlofstube sueche, i bi's nit e so bivanderet.“

Der Kunde erklärte sich bereit, und unter allerlei Gesprächen, die ihm einen immer besseren Einblick in Tonis Beschränktheit eröffneten, erreichten sie das Dorf und kehrten im „Pflug“ ein, wo Tonis Begleiter sofort zwei Flaschen Bier und für jeden eine Cervelat mit Brot bestellte.

„Das wär' g'schehn,“ sagte er nach Beendigung dieses Besserbrottes, indem er den Mund abwischte und den Schnurrbart drehte. „Nun aber muß ich noch feste ans Klopfen, da-



„Jänisch dübbbern?“ fragte der Toni, „was isch des für e Dorf?“

meinen Taglohn herausbringe.“

„Ja, wer witt verschloppe?“ fragte verwundert der Toni, „es hett d'r jo niemes öbbis z'leid to!“

„Will auch niemand klopfen,“ entgegnete jener, „aber betteln muß ich, und da bist du wohl so gut und leihst mir deinen Tornister. Wenn man einen solchen nicht hat, sehen die Leute einen nicht für einen richtigen Reisenden an und die Bescherung fällt mager aus. Also, willst du mir den Tornister leihen? Ich finde auch eher eine nette Schlafstube für uns zwei.“ —

Und gutmütig und leichtgläubig, wie der Toni war, sagte er ja und schob dem „Freunde“ seinen schweren Sack hin, der ihn unter dem Versprechen, in höchstens einer Stunde wieder zurück zu sein, auf den Rücken schnallte und von dannen eilte. Der Toni aber saß und wartete, wartete eine, zwei und drei Stunden, dann aber überkam ihn die Angst, er legte die Arme auf den Tisch, hielt das Gesicht darüber und — weinte, weinte herzbeweglich.

„Wo fehlst es denn, Bürschle, daß du weinst?“ fragte teilnehmend die Wirtin.

„He, mi Kamerad isch furt goh e Schlofstube sueche, jetzt chunnt er nimmi, und ich weiß nit, wo-n i schlofe mueß und isch scho Nacht,“ sagte der Toni.

„Deshalb,“ erwiderte die Wirtin, „brauchst du nicht zu weinen, du kannst hier schlafen bei uns, und um den Kameraden brauchst du dich nicht zu kümmern; das ist ein Schlingel, der dich angelogen hat. Die Schlafstuben sucht man im Wirtshaus, und außer uns wirtet hier niemand.“

„Er hett aber doch gsait, er chöm wieder,“ erwiderte naiv der Toni, „und er mueß mer doch mi Tornister bringe.“

„Was, der Kerl hat deinen Tornister mit?“ fragte entsetzt die Wirtin. „Nun, dann warte erst recht nicht auf seine Wiederkehr. Der ist fort, und du siehst ihn niemals wieder. Wie kann man nur so dumm sein und einem wildfremden Menschen sein Gepäck anvertrauen?“

„He, er hett g'sait, er bring's wieder,“ sagte der Toni, sich entschuldigend.

Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Heiliger Florian, verschone unsere Häuser und zünd' die andern an! Hab' ich auch schon so was erlebt!“ Der Toni stützte abermals den Kopf mit den Händen und weinte bitterlich.

Die Wirtin fühlte menschliches Mitleiden; sie stellte dem armen Burschen eine gutgebraunte Mehlsuppe, ein Schweizerdutzend gefottener Kartoffeln und einen Topf Sauermilch auf, und als Toni diese gewohnte Nahrung versorgt hatte und die Wirtin ihm ins Zimmer leuchtete, wurde es ihm doch etwas heimlicher, und er sagte: „D' Lüt sinu doch au guet in d'r Fremdi!“

Als er aber ins Lager steigen wollte, kam er in nicht geringe Verlegenheit. Die Wirtin hatte ihm ein gutes Bett mit zwei Leintüchern, einem roten Kuvert, und einem weichen Plumeau angewiesen. Der Toni aber, der noch nie so komfortabel geschlafen hatte, wußte nun mit dem besten Willen nicht, was er mit dem Kuvert und dem zweiten Leintuch beginnen sollte. Seine blöden Augen starren eine Weile dieses unbegreifliche Bett an, dann aber blitzte es im Gehirn auf. Der Toni hatte einmal beim Herrn Pfarrer daheim einen bunten Teppich vor dessen Schreibtisch liegen sehen. Er meinte

nun, das Kuvert gehöre ebenfalls auf den Boden, und nach dieser seiner Meinung handelte er. Es wurde fein säuberlich auf dem Boden ausgebreitet, mit dem zweiten Leintuch aber der Tisch gedeckt, denn daß es zu diesem Zweck da sei, war beim Toni selbstverständlich.

Am andern Morgen hatte die Wirtin schon vier Stunden gearbeitet, die Uhr zeigte auf neun, aber der „Logisherr“ ließ sich nicht blicken. Besorgt, daß ihm was Menschliches begegnet sein könnte, begab sie sich hinauf, um nach ihm zu sehen. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Toni erwartungsvoll am leintuchbedeckten Tisch sitzen sah und ihr feines Kuvert, verstieft und verspornt, auf dem Boden bemerkte? Sie wußte wirklich nicht, sollte sie lachen oder schimpfen. Da aber tat Toni den Mund auf und sagte: „Worum bringe-n er d' Mehlsuppe-n und die präglete Herbdöpfel nit. I sitz scho zwo Stund do und wart druf!“ Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lachte, lachte, daß die Rippen krachten, und sagte: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun,“ und sich an den Toni wendend: „Komm runter, du sollst deine Suppe haben, denn solche, wie du einer bist, schneit's nicht alle Tage, und drum muß man hübsch Sorge haben zu dir!“

Sie führte ihn, damit er sich nicht etwa in den Gaststall verirre, wie ein Kind in die Stube, dann ging sie in die Küche, um ihm sein Mahl zu bereiten. Toni aber beeilte sich, ihr neue Freuden zu machen.

Die Frau hatte drinnen auf dem Tisch noch den kupfernen Spülkessel stehen, worin sie die Gläser zu reinigen pflegte. Da nun Toni daheim beim Meister immer in dem Kübel, worin das Leder geweicht wurde, sich gewaschen hatte, sah er auch den Spülkessel für ein solches Instrument mit ähnlicher Bestimmung an und glaubte, der Kessel stehe urretra für ihn da. Als die Wirtin mit der Mehlsuppe hereinkam, tauchte er schon zum fünftenmal seinen Wollkopf in das Spülwasser.

„Heiliger Gott,“ schrie die Wirtin, „jetzt wäscht sich der Mensch in meinem Spülkessel! In Gottes Namen, Bursche, wo bist du her? Hoffentlich kein Deutscher, du würdest das ganze Reich blamieren mit deiner bodenlosen Dummheit!“

„Nai, e Dütsche bin i nit, i bi vo Binze deheim,“ sagte der Toni.

„Von Binzen? Hat's noch mehr solche bei euch?“ fragte die Wirtin.

„Nai,“ entgegnete er, „i bi d'r einzig Bueb deheim und mi Vatter isch d'r Wagnerfried.“

„Ein Wagner ist dein Vater? Na, die Kutzen möcht' ich auch sehen, die der macht!“ lachte sie. „Doch komm, setz dich und isz in Gottes Namen, das ist ja doch das einzige Geschäft, das du fertig bringst.“

Und mit dem Ausdruck der Freude im Gesicht setzte sich Toni vor die dampfende Suppenschüssel und vor die prägelten Erdöpfel und ließ es sich wohl schmecken, sündmalen der Mensch gewöhnlich um so mehr Appetit zur körperlichen Nahrung hat, je weniger er der geistigen bedarf.

Dann, als der Toni von Vinzen seine Mahlzeit beendet hatte, faßte er, gekräftigt und erquickt, energisch nach dem Knotenstock. Er sagte: „Adieu und b'hüt Gott,“ und die Wirtin: „Gottlob, daß der fort ist,“ als sich hinter ihm die Türe ins Schloß legte. „Der hätte mir noch weiß was angestellt in seiner Dummheit. Es ist nur gut, daß niemand hier war, als er seinen Wollkopf in den Spülkessel tauchte. Die Gäste würden alle ausbleiben, wenn sie's wüßten!“

Auf der Landstraße begegnete er wieder einem Kunden, der noch defekter als der gestrige aussah. Aus den Schuhen schauten die Zehen, die Hosen waren parzelliert und wiesen die buntesten Flecke auf. Der Rock aber war fadenscheinig und gelb, ein Beweis, daß er schon lange mit Sonne und Regen um die Existenz gestritten hatte. Im Gesicht des Kunden aber lagen der Ausdruck der Schlaueit und das Siegel der Verdorbenheit.

„Grüß Gott, Bruder!“ sagte, dem Toni die Hand reichend, der Gute del. „Wohin die Reise?“

„I weiß es selber nit,“ entgegnete ehrlich der Toni. „I bi e Schuehmacher und lauf halt, bis i Aebet ha.“ Und weiter erzählte er dem Burischen seine Erlebnisse vom gestrigen Tage.

„Das war aber ein Halunke,“ sagte dieser mit geheuchelter Entrüstung, „der dir mit dem Tornister durchbrannte. Fürwahr, der gehört an Galgen und Rad,“ innerlich aber bedauerte er, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war, daß es für ihn keinen Tornister mehr beim Toni zu stehlen gab.

„Aber, was ich fragen wollte: hast du keinen Zmbiß bei dir, ich habe heillos Kohldampf, und du wirfst deinen Brotbeutel nicht umsonst haben?“

„Kohledampf? Wo hest du Kohledampf?“ fragte Toni.

„Im Magen, lieber Freund, hab' ich Kohldampf oder Hunger, wenn du den besser kennst.“

Der Toni hatte ein gutes Herz. Er setzte sich mit seinem „neuen Freund“ unter einen schattigen Nußbaum und teilte brüderlich die noch im Proviantbeutel befindlichen Lebensmittel, Speck und Brot, mit ihm. Dieser ließ es sich trefflich schmecken und nebenbei stellte er seine Betrachtungen an über den Unterschied, der zwischen seiner und Tonis Kleidung bestand, und fand heraus, daß die letztere ihm denn doch besser stehen mußte.

„Weißt du was?“ sagte er nach Verzehrung des Specks, „es ist schon ziemlich heiß heute, und ein kühles Bad könnte uns nichts schaden.“

Also, komm mit, dort drüben, wo die Haselstauden und Weidenbüsche sich hinziehen, murmelt ein Bach. Nix wie hinein in die Flut!“

Der Toni folgte wie ein Lamm, zog, als sie bei besagtem Bach ankamen, die Kleider aus und tappte in das nicht sehr tiefe Wasser, während der „Freund“ noch seine Zehemängel stutzte und mit dem Ausziehen gar nicht so pressant hatte, den Toni aber zum Wasserstampfen aufmunterte, so daß dieser weit den Bach hinauf watschelte.

„Ist aber doch no e weng chalt, des Wasser,“ rief er zurückkommend nach der Stelle hin, wo der Freund geessen hatte, bekam aber keine Antwort. Der Freund war auf und davongegangen, hatte aber auch Tonis Kleider samt dessen Schuhen mitgenommen.

„O je, o je!“ heulte Toni, als er diese Wahrnehmung machte. „O, Mueter, wenn du des wüßtest. O, was fang' jeh ich a? I ha keini Chleider, kei Hämm und keini Schueh meh. O je, o je!“

Und fürwahr, die Lage war kritisch. Da stand er nun als zweiter Adam und war noch schlimmer dran als der erste; denn ohne Zweifel war jener begabter als der Toni, wandelte in der behaglichen Temperatur des Paradieses und verfügte noch überdies über eine Schürze aus Feigenblättern, während Toni gar nichts mehr hatte, seine Blöße zu decken, am ganzen Körper zitterte und zum Flechten einer Blattschürze zu ungeeignet war.

Wenn aber die Not am größten ist, ist gewöhnlich die Hilfe am nächsten; das sollte auch der weinende Toni von Vinzen erfahren. Ein Landwirt, der am Säen gewesen war und nun heim zum Mittagessen wollte, hörte auf seinem Wege jemand weinen. Er lenkte seine Schritte nach den Haselstauden des Baches, woher die verzweifelten Töne ihm zu kommen schienen, und traf dort den Toni in seiner verzweifelten Lage.

„Da hört aber denn doch schon verschiedenes auf,“ sagte er, als Toni ihm den Sachverhalt weinend erzählt hatte. „Es gibt aber doch Spitzbuben, die Gottes Sonnenschein nicht wert sind, und,“ fügte er bei, „Leute, mit denen man Miegelwände einstoßen könnte. Aber was nun? Dableiben kannst du in diesem Kostüm nicht, und in deiner Blöße unter ehrliche Christenmenschen laufen, — das geht auch nicht. Doch halt — ich hab's.“ Er schnitt oben ein Loch in den leeren Fruchtsack, der an seinem Arm hing, und streifte ihn über den Toni, so daß von diesem nichts mehr zu sehen war als seine erbummen Beine und sein Wollkopf, der zu der eben eingeschnittenen Öffnung des Sackes herausguckte und verwundert der Dinge harrete, die noch kommen sollten.

„Komm,“ sagte der Bauer, „bis ins Dorf

geht's schon, und dort wirst du wieder Kleider bekommen," und geduldig wie ein Lamm folgte Toni, so gut sein Kostüm, das bis zu den Knien reichte und etwas eng war, es zuließ.

Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen in



Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen vorstellte.

Sack und Mische mit den nötigen Erklärungen vorstellte, läßt sich nicht beschreiben, das muß jeder sich selbst ausmalen. Genug, unter dem Nachlauf der ganzen Gemeinde wurde

er zum Bürgermeister gebracht und dieser dekretierte: „Mariann (das war seine Frau), gibst dem Burschen eine alte Zwilchhose vom Jörgle und ein Paar von meinen Schuhen, und droben in der Kumpelkammer hängt mein alter Langschößer mit den talergroßen Messingknöpfen, den kann er auch haben, und ein Hemd; dann ist er wenigstens wieder angezogen, wenn auch nicht nach Pariser Mode, es tut's doch. Du aber," wandte er sich an den Ortsdiener, „führst ihn morgen, da er keine Papiere hat — sie waren in der gestohlenen Kleidung gewesen — auf das Bezirksamt, weil man immerhin nicht wissen kann, wie man dran ist mit ihm.“

So geschah es. Der Toni wurde wieder ausgestattet und sah in seiner neuen Montur aus, wie eine Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten. Die alten Zwilchhosen, die der Flecke viele aufwiesen, waren nicht nur viel zu weit, sondern auch einen Viertelmeter zu lang, so daß sie gigerlmäßig umgestülpt werden mußten. Die Schuhe waren ebenfalls zu groß und machten vorn einen Schnabel wie ein französischer Holzschuh. Der Langschößer aber mit den talergroßen Messingknöpfen, dessen Kragen weit hinauf über Tonis Ohren stieg, schlug beim Gehen mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels an Tonis Waden an.

In diesem Karnevalsstüm brachte ihn der Ortsdiener andern Tags aufs Bezirksamt, wo er den sonst so ernstern Herren ein homerisches Lachen, wie sie es heißen, abnützte. Daß sie es hier mit keinem schlechten, sondern mit einem

sehr beschränkten Menschen zu tun hatten, wurden die Herren bald gewahr.

Nachdem sie mit Mühe seine Personalien festgestellt hatten, schrieben sie an seine Eltern und brachten zu deren Kenntnis, daß sie ihren Herrn Sohn zwar gesund und heil, aber in bezug auf seine Kleidung in einem so defekten Zustand bekommen und in Verwahrung genommen hätten, daß ein baldiges Heimholen desselben nötig erscheine und man daher der Ankunft der Eltern zu diesem Zweck entgegen sehe. Weiterreisen könne man den Toni mit gutem Gewissen nicht lassen, weil man befürchten müßte, daß ihm bei Gelegenheit noch die Nase gestohlen werden könnte.

Und Tonis Eltern kamen, sahen und staunten und nahmen ihn wieder heim, weil die Lorbeeren, die er auf seiner zweitägigen Tour gepflückt, denn doch einen zu bitteren Geschmack hatten, und der Profit, den er gemacht, just nicht zum Weiterwandern aufmunterte.

Seither sitzt der Toni, da ihn sein Meister absolut nicht mehr haben wollte, auf seiner Eltern Stube und sohlt Schuhe und Stiefel, und das ist für unsern Toni das geheiligste.

Der zwiefache Feind.

Von L. vom Vogelsberg.



as Jahr 1812 ging seinem Ende zu. Der Winter war hart gewesen von allem Anfang an, auch in dem kleinen Dorfe Werdenberg im Land der untern Elbe. Zwar die Kälte hätte man ertragen, daran war man gewöhnt, weil's in früheren Jahren auch nicht viel anders gewesen war. In dem

Dorf war seither noch niemand verhungert, aber jetzt waren sie nicht mehr allzuweit davon. Denn die Franzosen lagen im Land seit Monaten, und Werdenberg hatte sein gestrichen Teil davon. Wenn's noch deutsche Rheinbundtruppen gewesen wären, so hätte man wohl ein übriges getan, weil's deutsches Blut war. Die aber hier lagen, waren schwarzhaarige, gelbhäutige Kerle aus dem innersten Welschland, freches, anmaßendes Pack, denen die ehrlichen Bauern je eher je lieber die Schädel verdroschen hätten.

Das war freilich leichter gehofft als getan. Denn die Franzmänner saßen noch zuhaus im Land, trotzdem ihr Kaiser sie in Massen nach Rußland geschleppt hatte, um sie seinen Hirngespinnsten zu opfern. Die hier aber mußten im